delphia erinnern," antwortete Dorothy mit einer Gegenfrage, „an Ihren liebsten Jugendfreund?"

„Natürlich kannte ich Bowen. Er war ein prächtiger Mensch."

„Na, sehen Sie wohl", strahlte Dorothy. „Und ich bin ganz nach ihm geraten. Nämlich seine einzige Tochter und Ihr Patenkind . . ."

Conroy lachte süß-sauer auf: „Bislang waren Sie ja nur meine Braut, mein Fräulein!"

„Und Ihr Patenkind, lieber James," erwiderte Dorothy. „Bitte überzeugen Sie sich selbst!" Unwillig las der Baumwollkönig die Geburtsurkunde durch. Da war als Pate in der Tat James Conroy angegeben. Und nun erinnerte sich Conroy auch selbst an die feuchtfröhliche Feier im Hause Bowen. Er wurde etwas weich und sagte unsicher zu Dorothy: „Setzen Sie sich doch, liebes Fräulein Dorothy. Und verzeihen Sie meine Grobheit. Ich konnte schließlich nicht wissen, daß ich mein Patenkind vor mir habe . . ."

„Und Ihre Braut, mein Lieber", ergänzte Dorothy erbarmungslos den begonnenen Satz. „Sie sagten vor einundzwanzig Jahren wörtlich zu meinem Vater: ‚Mach' Dir keine Sorgen um die Kleine, Willy! Wenn sich bis zu ihrem einundzwanzigsten Geburtstag kein Freier melden sollte, dann nehme ich sie mir als Frau.' Sie haben Ihr Versprechen einige Zeit später sogar schriftlich wiederholt, lieber Conroy", beendete Dorothy die kleine Erzählung und breitete das betreffende Schriftstück vor dem verdutzten Baumwollkönig aus. Dem tanzten die Buchstaben vor den Augen. Conroy schwitzte Blut. Dann nahm er sich zusammen und fragte kleinlaut: „Bestehen Sie auf der Einlösung meines damaligen Versprechens?" Seine Stimme klang resigniert; er fühlte, daß hier Hopfen und Malz verloren waren . . .

„Aber natürlich, lieber Bräutigam", erwiderte Dorothy verschmitzt lächelnd. „Ich lechze danach, Ihre Frau zu werden."

„Geben Sie mir doch wenigstens etwas Bedenkzeit," wimmerte Conroy. „Die Sache kam so überraschend . . ."

„In drei Tagen läuft die Frist ab, mein Lieber", schnitt sie ihm das Wort ab, „bis dahin können Sie sich's überlegen. Auf Wiedersehen! Bleiben Sie gesund, Herr Bräutigam!"

Bevor Conroy noch richtig zur Besinnung kam, war Dorothy gegangen. Conroy blieb allein mit seinen quälenden Gedanken. Tags darauf kam ihm aber der Gedanke, mit der energischen und klugen Blondine auf die Hochzeitreise zu gehen, nicht mehr so quälend vor. „Das wird schon die richtige Frau für mich sein" vertröstete er sich und eilte am angegebenen Tage beinahe freudig zu Fräulein Bowen, um sein Eheversprechen von anno dazumal pflichtgemäß einzulösen. Wie groß war seine Verwunderung, als ihm urplötzlich die kalte Schulter gezeigt wurde: „Ich denke nicht daran, Sie zu heiraten, Herr Pate. Sie sind viel zu alt für mich. Ich wollte lediglich wissen, ob Sie ein Ehrenmann sind. Ich gebe Sie frei!" Dorothy riß das schriftliche Eheversprechen in tausend Stücke und wollte nichts mehr von der „erpreßten" Verbindung wissen. Conroy hatte seine liebe Mühe, bis sie einwilligte, wenigstens den Nachmittagstee mit ihrem Paten und Erbräutigam einzunehmen. Und mußte in der Folge volle vier Wochen auf — ihr gnädiges Jawort warten. Dorothy war eben ein kluges Mädchen und verstand sich mehr auf Männer als James auf Frauen. Allerdings hatte Conroy keinen Grund, seinen jugendlichen „Fehltritt" zu bereuen; er dankte vielmehr dem Himmel für die vom Himmel gefallene süße kleine Frau, die ihm schnell beibrachte, daß das Leben nicht lediglich durch Börsenkurse verschönert werden kann.

—⊙—

Der Sommer ohne Sense

Skizze von F. Schröngh amer-Heimdahl.

Wie's einem im Blute liegt, so muß er es halten, und wenn die Bäche aufwärts fließen. Und wessen Ahnen allezeit Bauern waren, dessen Blut und Leib und Sinn sind eben so beschaffen, daß er das Samensäen und Sensenschwingen nicht lassen kann, es sei denn, der knöcherne Sensenmann läßt ihn selber ins Gras beißen, davon es kein Aufstehen mehr gibt.

So macht der Bauernmensch oft ein Glück; aber er weiß nicht, wie es ausgeht. Hat's der Balsenpeter auch nicht gewußt, wie ihn der reiche Fabrikherr aus der Sommerfrische weg mit in die Stadt genommen und auf einen guten Posten gestellt hat, weil er Gefallen gefunden an dem biederen, treuherzigen Burschen. Denn so, wie der Balsenpeter war, wächst in der Stadt kein Bursche mehr, hat der Kommerzienrat in der Laube beim Abendbrot zu seiner Gemahlin gesagt, und die Elsa, der beiden Töchter, wurde dabei rot bis tief unter den semmelfarbenen Bubikopf.

Der Peter war natürlich gleich Feuer und Flamme, wie er von dem schönen Antrag hörte, und schlug sofort ein. Nun hatte das Bauerngeracker ein Ende, dachte er bei sich, und ich werde vielleicht ein Herr in der Stadt wie der Kommerzienrat selber und bekomme eine Frau, so süß und fein und schön wie die Elsa . . .

Denselben Abend noch saß er in der Sommerlaube beim Sensendengeln, dem allerletzten. Denn morgen in aller Herrgottsfrühe ging es mit dem Schnellzug fort in die ferne Stadt. Wie er so saß und dengelte, begab es sich, daß sich ein semmelfarbener Bubikopf über ihn beugte. Peter fühlte den weichen, warmen Atem dicht bei seinem Haupte und hörte mit wirren Sinnen die lockende Stimme des schönsten Menschenkindes. Dann saßen sie Hand in Hand in der nachtdunklen Laube, und niemand wußte um ihr jungsüßes Geheimnis als die Fledermaus die flatternd vorüber eilte.

Was Wunder, wenn der Balsenpeter in eitel Glück und Wonne schwelgte? Wie fein war erst das Leben in der schönen Stadt. Er bekam gleich neue Kleider, die seine schöne Gestalt erst recht heraus hoben, und brauchte nichts zu tun als Botengänge zu machen zu den großen Bankgeschäften, die in der Hauptstraße standen. In seiner Freizeit durfte er das Autofahren lernen, und Elsa ließ es sich nicht nehmen, ihm selber im Tennisspiel und in fremden Sprachen Unterricht zu geben. Wie fein diese Stunden waren, weiß allein die Fledermaus, die sie damals noch umflattert hatte.

Dem guten Peterlein verging die Zeit so schnell, daß er gar nicht nach Hause dachte. Erst nach Monaten, da der Frühling wieder ins Land zog, überkam ihn eine seltsame Unruhe, die er sich nicht erklären konnte.

Wenn abends die Fabriksirenen ertönten, dachte er bei sich: Bei uns daheim sind es die Herdenglocken. Aber die tun viel feiner und frömmer. Wenn ihn zur Nacht das Gezeter der Straßenbahnen und das Getute der tausend Kraftwagen aus dem Schlafe störten, mußte er an die Sterne denken, die friedsam in die Stille seines Vaterhofes niederblickten, oder an den Röhrenbrunnen, der seine mondgoldenen Strahlen in das steinerne Becken goß. Und auf diesem Becken — er sah es deutlich vor sich — standen die Worte eingegraben: Peter Balsen, anno 1662.

Wenn am Morgen mißmutige Arbeiterscharen durch die Fabrikpforten schlenderten, mußte er an die Heimleute denken, die schon vor Stunden mit Jauchzen und Singen ins Mähen gezogen waren und jetzt unter der alten Ulme bei der Morgensuppen saßen.

Wenn an den Sommerabenden die vornehmen Müßiggänger zum Tennisspiel kamen und seine Elsa umschwärmten, dann hätte er mit seinen Bauernfäusten den Schwarm der faden Schwätzer am liebsten vom Rasen gefegt.

Ach, warum durfte niemand wissen, daß er und Elsa eins waren? Warum mußte er zurückstehen, wenn die anderen kamen? Wie konnte sich Elsa überhaupt noch mit den andern unterhalten, mit ihnen freundlich sein, sich von ihnen die Hände küssen lassen, dieselben Hände, die schon so oft um seine Wangen gekost: „Warte nur, Liebster! Jetzt muß es noch ein Geheimnis sein . . ."

Das alles verstand der gute Peter nicht. Es fehlte ihm trotz allen Wohlergehens etwas, was wesentlich zu seinem Leben gehörte, und seine Unruhe wurde immer größer. War es Heimweh, oder was bedrängte sein Blut und bedrohte seinen Sinn so feindlich?

Da begab es sich, daß er an einem Sommerabend mit Elsa weit vor die Stadt hinausfuhr, wo nichts mehr war als Land und Stille. Und auf einem Roggenfelde sah er ein Mägdlein sich mühen. Da schwang sich Peter aus dem Wagen, warf Rock und Weste von sich, stülpte sich die Hemdärmel hoch, nahm dem Dirnlein die Sense aus der Hand und sprach: „Geh Du jetzt heim, Du schmales Ding. Ich will Dir den Roggen mähen. Die ganze Nacht hindurch. Morgen kannst Du binden und Garben setzen. Jetzt weiß ich, was mir gefehlt hat diesen ganzen Sommer: her — die Sense. Und das weiß ich auch: Es soll in meinem Leben keinen Sommer ohne Sense mehr geben."

Also hatte der Balsenpeter wieder heimgefunden zu sich und seinem Blut, und es half kein Betteln und Flehen mehr von der schönen Elsa, bis sie ihren Bubikopf in den Nacken warf und ein eiskaltes „Na also!" zum letzten Abschied sprach.

Den Balsen Peter rührte es nicht mehr. Er fühlte den lang entbehrten Schweiß in Bächlein aus seinen Poren rieseln, und je weiter er mähte, desto wohler ward ihm.

Als am anderen Morgen nach der durchmähten Nacht das schmale Dirnlein zum Garbenbinden kam und ihm Peterlein in die verwunderten Augen sah, da lächelte er still vor sich: Diese Hände wird keiner küssen als der, den sie zuerst gekost.

Eher fließen die Bäche aufwärts.

—⊙—

Besuch

Skizze von Erwin Sedding.

Als der Bauer in die Küche trat, fand er sein Weib mit hochgekrempelten Aermeln vor einem Holztrog Teig knetend.

„Feierabend!" sagte er.

„Nichts da, Feierabend!" war ihre Erwiderung. „Der Kuch'n muß fertig werden. Oder hast Du vergessen, daß Dein Schwager uns morgen besuchen will? — Außerdem brauche ich zwanzig Mark. Die Bettdecken in der Kammer haben die Mott'n aufgefressen."

Es war das erste Mal in seiner anderthalbjährigen Ehe, daß der Bauer auf Widerrede stieß. Eine Anwandlung von Zärtlichkeit hatte ihn in die Küche getrieben, nun stand er mit zusammengepreßten Lippen da und zählte die Rosinen, die im Gelb der Eimasse schimmerten.

„Die Ursel hat eine Decke z'viel", hörte er die Bäuerin sprechen. „Für zwei Zehner, meint die Ursel, könnten wir dem Schwager ein feines —"

Der Bauer war in die Wohnstube zurückgekehrt. Nicht nur der Trotz der Frau wurmte ihn; da war auch noch der Kuchen, für den sie sich abrackerte. „Hat sie mir je einen Kuchen vorgesetzt?" ging's ihm durch den Sinn. Daß dies geschehen war, weil er sich für gewöhnlich nichts aus Gebackenem machte, vergaß er, denn er empfand im Augenblick einen starken Appetit danach.

Einige Minuten stand er unschlüssig vor dem Fenster. Er hörte die Frau weiterkneten und glaubte, wenn er die Augen schloß, ihre runden Arme vor sich zu sehen. „Quatsch!" murmelte er dann, ging kurz entschlossen an der Schlafzimmertür vorüber und auf den nächtlichen Hof hinaus.

Im Viehstall roch es nach Dünger und Milch. Der Bauer tastete nach der wackligen Leiter hin, deren Sprossen nur den, der sie kannte, trugen, kroch auf den Boden hinauf und watete ins Heu hinein. Irgend wohin warf er sich zur Ruhe. Ein fehlender Dachsparren zeigte ihm zwei blinzelnde Sterne am schwarzen Firmament. Knisternde Gräser im Ohr wartete er auf den Schlaf. Eine Kuh, der Stimme nach die Liese, brüllte, daß der Hund anschlug. Die Frösche quakten.

Früh wusch der Bauer sich am Brunnen und ging, ohne sein Haus betreten zu haben, auf die Felder. Wortlos arbeitete er in der stechenden Sonne, schluckte den Gram mit den Schweißperlen hinunter, die ihm von der eckigen Stirn rannen, und dachte an den Schwager, der nun wohl angekommen sein mußte. Bis die Uhr im Dorfe zwölf matte Schläge über die Aecker her sandte: Essenszeit, Essenszeit!

Im Wohnzimmer dampfte die Suppenschüssel bereits auf dem Tische. Die junge Bäuerin, blaß, aber ohne Spuren geweinter Tränen, schob ihrem Manne den Stuhl hin.

„Wo ist der Schwager?" fragte dieser unsicher.

Die Frau schöpfte den Teller voll Suppe. „Der Schwager hat heute früh geschrieben. Er kommt nicht."

Große Fettaugen schwammen auf der Brühe. Der Bauer wog unzählige Worte auf den Lippen. Er ärgerte sich, daß er den Mut nicht fand, seine Frau anzusehen.

Dann räumte sie das Geschirr fort und schob etwas Braunes her, das wie Kuchen roch.

„Willst Du? —"

Er nickte. Die Mandeln waren knusprig, das ganze Zimmer duftete nach Vanille. Ob die Frau wußte, wie hungrig das verschmähte Frühstück ihn gemacht?"

Später — die Bäuerin hatte ihre Küchenarbeit wieder aufgenommen — trat er leise in die Kammer und legte zwei Zehnmarkscheine auf das rechte Kopfkissen. Die Bäuerin erwähnte kein Wort, als sie das Geld entdeckte, und zur Ursel ging sie ebenso wenig. Aber die Knechte, die sich darüber lustig machten, daß der Bauer fortan bei ihnen auf dem Heuboden schlafen würde, sollten unrecht behalten: Es war das einzige Mal gewesen.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 28 — Samstag, 12. Juni — 1930

Lotse Nr. 12

Skizze von Gerhard v. Gottberg.

Sein Ruhm erklang von Tschanak bis Kadi Köi, vom Bosporus bis Sunguldak, wo schwarzhaarige Armenier und stumpfsinnige Perser in den Bergwerken fronden, von Sewastopol bis Batum. Der Lotse war es, jeder kannte ihn, und jeder wußte von Sturmfahrt und Wetter, wo Tsumet mit seiner glückhaften Hand am Steuer gestanden. Vor Varna hatte er den „Gülbschemal" mitten durch die Sandbänke bei höchster Sturmstärke gelenkt, unter Trapezunt „Kütachja" quer durch die Brandung geführt und den verzweiflungsvollen Allah-Rufen der Seinen wortkarge Verschlossenheit entgegengesetzt.

An der ganzen Küste war er bekannt gewesen In den schwermütigen Liedern der türkischen Matrosen auf Seglern und Zambuks erklang wieder und wieder das Lob Tsumets, des Lotsen. Man hatte nie gefragt, woher er komme, und er ließ sich auch nie fragen. So plötzlich, wie er die Planken betrat, kurz vor dem Heven des Ankers, so verließ er auch wieder das Schiff. Die einen hielten ihn für einen Oesterreicher aus dem Golf der Adria, die anderen nannten seine Herkunft vom Ufer der Maritza.

Dann war der Krieg gekommen; eines Sommertages gingen bei Stenia die deutschen Kriegsschiffe „Göben" und „Breslau" vor Anker; die deutsche Flagge fiel, der Halbmond flog in die Höhe. Und wenig später verteilten sich deutsche Matrosen auf „Hamidie", „Heiceddin Barbarossa", „Berk", oder wie all die älteren Kampfschiffe der Türkei hießen, traten Schulter an Schulter mit den Söhnen des Marmarameeres oder der schwarzen Küste zum Kampf.

In diesen Tagen verlor auch Tsumet seinen Namen. Als Lotse Nr. 12 führten ihn jetzt die Listen des Kommandos der Mittelmeerdivision.

Und dann kam ein Tag, da er mit kurzem Gruß auf die Brücke des einstigen deutschen Kreuzers stieg; tiefe Falten in der Stirn, die Lippen gepreßt . . Die beiden Kommandanten, ein türkischer für den inneren Dienst, ein deutscher für den Kampf, beachteten ihn kaum, wiesen ihn zur Back.

Mit hoher Fahrt brauste man gen Osten, Kurs Trapezunt. Aber hier kannte man noch jedes Rattenloch, erst weit draußen an Asiens Küste würde man den Lotsen rufen.

Tsumet war hinunter gegangen, wortlos, den verblichenen Fez in die Stirn gedrückt. Doch nicht zu den Stammesgenossen. Still verhielt er bei den deutschen Matrosen, hatte in türkischer Nationalstellung die Beine gekreuzt.

Die Mannschaft sang. Die Freiwache hatte jetzt noch Zeit zu Liedern. Vielstimmig brauste es auf, schwermütig und sehnend: „Nach der Heimat möcht' ich wieder!"

Und in weichen, führenden Akkorden schwangen die Melodien begleitender Ziehharmonika. Wie ein überirdischer Gruß war das, über Himmelsfernen schien es zu rufen, locate und flehte.

Und in Tsumet, dem Lotsen, schwoll es auf . . . Sehnsucht, Bitterkeit, Verzweiflung. Er mußte die Fäuste in die Augen pressen. Er spann das eigene Leben zurück . . zehn, zwölf Jahre, wußte kaum mehr, wie lang das her war, da er selbst noch dieses Lied mitgesungen, da er selbst auf den Planken gestanden, als junger Offizier seines Kaisers. Und dann . . . noch einmal hatte er das Lied gehört; die Mannschaft sang es an Deck, er aber stand vor seinem Kommandanten, geächtet, versemt. Und über Tau und Tag hatte er sich von Bord geschlichen, zum Deserteur geworden, zum Heimatlosen . . durch eigene Schuld.

Vor zehn, zwölf Jahren . . da schritt er durch endlose Wüsten, schuftete in Bergwerken und wurde endlich . . Türkenlotse. —

Ein Kommando kam, riß die Singenden auf Gefechtsstation, den Lotsen auf die Brücke.

Rollend schlug Salve auf Salve auf, ein Zittern durchrann das Schiff mit jedem Ausstoß. Lodernde Brände schwelten über Trapezunt, giftgrüne Wolken ballten sich um flammende Oelbehälter und Bohrtürme, die Wolken vergasten, explodierten hoch oben im Aether.

Russische Feldbatterien antworteten mit bellendem Salut, schlugen gischtende Wasserfontänen im Meer. In diese Einschläge begannen sich schwere Brecher zu mischen, und dann schlug Stahl auf Stahl über das türkisch-deutsche Schiff.

Stumm standen — Glas am Auge — die Offiziere auf der Brücke, starrten nach Nordost, von wo der plötzliche Angriff eingesetzt hatte. Nur schwach an der Kimme erhoben sich die Konturen der Russenkreuzer „Kagul" und „Panteleimon".

Schlag auf Schlag peitschte heran, ungleich stärkere Kaliber griffen in den Kampf ein. Und Schlag auf Schlag fanden sie ihr Ziel. Da und dort ein verquollenes Stöhnen, ein Allahruf, ein Fluch . . ein brechendes Poltern. Holzsplitter, Stahl, Eisen quirlten auf der Brücke. Mit beiden Fäusten krampfte sich Tsumet fest, Blut lief ihm aus Stirn und Brust. [illegible] er stand aufrecht.

Das Schiff schien verloren, außer Reichweite hielt sich der Feind, gedachte gemütlich den Kreuzer zusammenzutrommeln. Es gab kein zurück. Im Rücken der Feind, im Gesicht die bellende Brandung Trapezunts. Flüsternd klang des türkischen Kommandanten Ausruf: „Allah sei uns gnädig!" Der deutsche Korvettenkapitän gab keine Antwort, hart, zusammengerissen zeigte sich deutsche Art im Gefecht.

Da stand Tsumet am Steuer, er, der vermeintliche Türke gab stählernes Kommando, sprach deutsch. Blut lief ihm über die Augen, mit der Faust wischte er sie frei: „Alle Fahrt!"

Man wollte ihm das Steuer entreißen, doch sein ruhiger Blick wehrte ab. Steil, senkrecht stieß man vor, mitten hinein in Brandung und Tod. Riffe umher . . und Minen. Der Korvettenkapitän sprang heran, doch deutsche Seemannsruhe begegnete ihm: „Laßt mich, Herr! Ich kenne das Fahrwasser."

Hatte der Gott der Türken ihm Wege gewiesen, wie später die Leute des Marmarameeres flüsterten? Quer durch die Riffe, hart unter Land, immer im Feuer der feindlichen Feldbatterien stürmte der Kreuzer dahin. Wenige Meter hielten die Russenminen todbringende Nachbarschaft, und Spritzer der Brandung übertupften das Schiff. Am Steuer aber stand einer, der ein Heimatloser gewesen, der geächtet und versemt war vom „Einst" und diesem „Einst" heute die Treue hielt, der Lotse Nr. 12.

Man war hindurch! Mochten die Kessel platzen. Nur vorwärts! Türken und Deutschen rann in den Bunkern und im Heizraum Blut und Schweiß vom Körper. Droben auf der Brücke aber atmete man auf, der Feind war abgeschüttelt. Seemannslos hatte die Krallen eingezogen.

24 Stunden später stand man vor der Einfahrt in den Bosporus. In der Kommandantenkoje des Kreuzers lag der sterbende Lotse Nr. 12. Er nannte seinen Namen, seine Dienstzeit nicht und erzählte doch vom Irrgehen eines Lebens, von der Heimat und Fähnrichszeit . . . Deutschland sprach aus fieberndem Träumen seines Abschieds. Und immer bettelte er: „Singt das Lied noch einmal, das Lied von der Heimat."

Todmüde traten draußen deutsche Matrosen an und doch bereit, ihrem Retter zu singen. Als der Kapitän das schwarzweiße Band vom Rock knöpfte und es dem Sterbenden in die Hand gab, flutete ein Lachen über sein Gesicht: „Nun bin ich wenigstens im Tode wieder ein Deutscher."

„Nach der Heimat möcht' ich wieder!" sang leise draußen die Mannschaft. —

In den Gärten von Stenia, die deutsche Matrosen anlegten, fand er sein Grab. Zwei Völker — Deutsche und Türken — pflegten es als ihr Kleinod mit blühenden Rosen. Er ist ihnen der Tote zweier Nationen . . mahnende Waffenbrüderschaft des „Einst" . . ein namenloser, unbekannter Soldat.

—⊙—

Schiffe im Schatten

Skizze von W. Emil Schröder.

Durch den sinkenden Sommerabend stapfte Großknecht Hinnerk wohlgemut die Schneise entlang, blies aus der halblangen Pfeife heftige Rauchwolken in den frischen Wiesenduft, um zudringliche Mücken abzuwehren. Im Heidedorf flimmerten hier und da in den Fenstern gelbe Lichter, und man wußte nicht, war es der Widerschein der purpurnen Abendröte oder trauliches Licht von Petroleumlampen.

Im Heidekrug war es laut — ein Zeichen, daß die Woche geendet hatte, daß man sich ein Plauderstündchen gönnte, ein wenig altklug über Politik schnackte, sachverständig über die Arbeit in Hof und Feld sprach. Als Hinnerk eintrat, vermochte er in dem blauen Dunst zuerst kaum die Gesichter zu unterscheiden.

„'n Abend, Hinnerk", klang es hier und da. Am großen, runden Tisch war noch ein Schemel frei. Die anderen waren mitten drin im „Spinnen", wie Hinnerk gutmütig bemerkte. Fritz Ahlers führte das große Wort. Er sang ein Loblied auf Amerika.

„Und wenn Ihr's nicht glaubt — da scheffeln sie man bloß so das Geld. Was mein Freund is, der Korl Krünewitz, der hat mir jetzt geschrieben — hier —." Er zog einen Brief heraus, dessen äußeres Ansehen bewies, wie oft er schon durch die Hand seines Besitzers gegangen. „Ein großes Haus hat er, fünfhundert Morgen Land — und alles sooo billig, jawoll! Und ein Auto — hier steht's."

Hinnerk, von Natur aus wortkarg wie viele Heideleute, hörte nur zu, schüttelte dann und wann staunend den Kopf, trank langsam sein Bier aus und ging nachdenklich nach Hause, den Blick in die flimmernden Sterne gerichtet, und allerlei krause Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Er ballte die Fäuste — tat mit ihnen einen Lufthieb — sein Entschluß war gefaßt.

Am anderen Tage, als Bauer Henze vom Kirchgang zurück kam und mit einer gewissen Feierlichkeit den alten Bratenrock wieder in den breiten Nußbaumschrank gehängt hatte, erwischte ihn Hinnerk. „Bauer, ich muß Euch mal was sagen. Ich will fort."

Henze setzte sich; so sehr verschlug ihm diese Ankündigung die Sprache. „Woso? Gefällt es Dir nicht mehr hier? Ich denke, Du und die Liesch —"

„Hat seine Richtigkeit, Bauer. Aber seht mal ich rackere an die zehn Jahre, bin ja 'n ordentlicher Mensch gewesen — darf ich ja woll sagen, nich? Und gespart hab ich auch — an die 3400. Aber man kommt ja nicht vom Fleck. Kurz — ich will nach Amerika."

„Wa —? Hähähä! Junge, Junge — die Raupen möcht' ich nich in'n Kopp haben. Aus der Heide willst Du? Ueberleg Dir's. Und ich habe ja auch nich das letzte Wort. Die Liesch wird Dir schon —"

„Ich bin kein Waschlappen, Bauer!" knurrte Hinnerk. „Mit der Liesch werde ich schon einig."

„Na schön — wenn Du meinst —" Der trokkene Klang tat Hinnerk weh — doch der entscheidende Schritt war getan. —

Einen Sonntag später fuhr Hinnerk nach Hamburg, die „Liesch" mit verweinten Augen neben ihm. Er streichelte im Zuge wortlos ihre rauhen Hände, wollte was sagen — und immer wieder war da einer, unsichtbar, drückte ihm kichernd die Kehle zu.

Er atmete auf, als sie in Hamburg aus dem Zuge stolperten. Heimlich tastete Hinnerk wieder einmal nach der Brusttasche: das Geld war noch da.

„Liesch — heute wollen wir beiden leben." Er kniff sie in den Arm. „So zehn Mark können wir ruhig verläppern!"

Sie sah ihn erschrocken an.

„Wünsch' Dir recht was Schönes, weißt Du, etwas, was Dir recht viel Freude macht!"

Immer noch starrte sie ihn an, ihre braunen Augen füllten sich langsam mit blanken Tränen, und tonlos sagte sie: „Bleib bei mir!"

Aergerlich ließ er ihren Arm fahren; seine Laune war ihm verdorben. Er versuchte sich durch übertriebenes Schmollen darüber hinweg zu täuschen, daß ihm selber nicht geheuer war.

Wie zwei Fremde gingen sie neben einander her, standen hier und da, blickten in die Schaufenster der großen Warenhäuser, aßen in einem bescheidenen Gasthaus zu Mittag. Und jedesmal, wenn Liesch den Kopf hob, wehmütig Hinnerks gebräuntes, offenes Gesicht betrachtete, beugte er sich hastig über seinen Teller und wich ihrem Blick aus. „Wenn Liesch erst fort ist", dachte er, „ist auch dieses quälende Gefühl vorbei".

Er wischte sich umständlich den Mund mit der Serviette. „Wann fährst Du zurück, Liesch?"

Daran hatte sie noch nicht gedacht. Er war fast froh, als sie zum Bahnhof spazierten. Das Gewirr des Großstadtverkehrs, der ungewohnte Lärm erschreckten die Liesch, sie klammerte sich ängstlich an Hinnerks Arm, und sein Selbstbewußtsein wuchs. Eigentlich war es doch schade, daß er ging. Na, nach vier, fünf Jahren würde er ja wiederkommen: „Schau, Liesch! Da in der Tasche klimpert's nur so! Willst Du einen Bauernhof? Ein Rittergut? Mägde und Knechte kommandieren? Sonntags in reinseidenem schwarzen Kleid gehen, daß andere sich nach Dir umwenden?"

Er umfaßte sie heimlich mit zärtlichem Blick. Auf dem Bahnhof erschraken sie beide: Der nächste Zug fuhr erst um Mitternacht.

Planlos wanderten sie kreuz und quer, und gegen Abend kamen sie zum Hafen, standen und staunten. Hier pulste Leben, hier rauschte das Blut durch eine Hauptader deutschen Landes laut und kräftig.

Mählich wob Dämmerung blaugraue Schleier. Die Sonne ging gelblich-trüb unter, verzerrt von schwarzem Kohlendunst der Schlepper, der Ozeanriesen. Lichter erglommen. Scheinwerfer blitzten auf, sandten helle Streifen über das glucksende Wasser, erloschen. Immer noch lehnten Hinnerk und Liesch am harzduftenden Geländer eines breiten Bootsteges, eng aneinander gekauert.

Ein Ozeandampfer rauschte langsam vorüber, ungeheuer vergrößert durch das Spiel leichter Nebel über den Wassern. Er überschattete alles — und dieser schwere Schatten sank urwuchtig in Hinnerks Seele. Gegen den schwarzen Horizont standen verlorene Lichter — geheimnisvoll schlug das Wasser gegen die Stemmlanken. Das Dunkel der Zukunft winkte. Da legte Hinnerk sein Haupt schwer auf das Geländer und bezwang mit unmenschlicher Anstrengung ein aufkeimendes Weinen.

Mit dem feinen Gefühl der liebenden Frau ahnte Liesch die nächtliche Wandlung. Sie legte ihre arbeitsharte Hand, die doch so zärtlich weich sein konnte, auf sein krauses Haar: „Komm wieder heim mit mir!"—

Der Bauer hatte gerade mit kräftigem Schwengelschwung den Holzeimer gefüllt, als das kleine Hoftor durch die Morgenfrühe knarrte. Henze setzte den Eimer ab, nahm einen Augenblick die kurze Pfeife aus dem Mund: „Morr'n Junge. Is gut, daß Du kommst. Heinrichsen hat die Kolik, und der Eleve macht blauen Montag. Mal 'ran an die Arbeit. Vorher kannst mit mir frühstücken."

Als sich beide in der verräucherten Dönze gegenüber saßen, meinte Henze zwischen zwei mächtigen Streifen Schinken, die er andächtig herunter schnitt: „Du, gestern abend hab ich 'n Spruch gefunden, der is fein. Da hab ich so richtig an Deine Amerikafahrt gedacht. Ich hab 'n Dir ausgeschnitten. Warte mal —"

Er schlurfte in die Nebenstube und legte triumphierend einen Kalenderspruch auf den Tisch. Hinnerk las — und las, und wieder wollte es über ihn kommen mit Weh und Tränen, aber dieses Mal nicht als drückende Schatten, sondern wie eine strahlende Dankbarkeit:

„O Mensch, Du hast ein Vaterland,
Ein heiliges Land, ein geliebtes Land!
Ein Land, wonach Deine Sehnsucht dichtet und trachtet.
Und seien es kahle Felsen oder öde Inseln —"

Hinnerk hielt inne, würgte etwas herunter: „Wie akkurat das stimmt, Bauer. Doch adjüs. Ich will an die Arbeit."

Henze hielt ihn geheimnisvoll am Aermel zurück: „Recht so. Und wenn Du und die Liesch — ich mein' wenn Ihr heiraten wollt — Ihr könnt die beiden Stuben oben kriegen . . . . meinetwegen schon morgen!"

Scherben bringen Geld

Skizze von Friedrich Frank-Mühlhausen.

Eines Tages nahm Adalbert die Schäfergruppe aus buntem Porzellan aus der urgroßväterlichen Vitrine heraus, wickelte sie in Papier ein und trug sie auf das Pfandamt. Es war ein ganz entzückendes Bildwerk aus feinstem Porzellan im Zeitgeschmack des späten Rokoko, der letzte Rest und das Glanzstück der einst ansehnlichen Sammlung von kleinen Kostbarkeiten aus altem Porzellan, die Adalbert nach und nach verkaufen oder verpfänden mußte. Eine gewisse Pietät, gemischt mit Aberglauben, hatte ihn davon abgehalten, auch diese Schäfergruppe zu veräußern. Mit welcher Liebe hingen einst seine Eltern und Großeltern an diesem Stück! Man hatte es wie ein Kleinod gehütet und wie einen Talisman verehrt. Und dann im Testament die dunklen Anspielungen auf den besonderen geheimen Wert der Schäfergruppe, die schon in den Papieren der Urgroßeltern als glückbringend erwähnt wurde. Schließlich war sogar ausdrücklich und offen davor gewarnt, die Schäfergruppe zu verkaufen.

Adalbert war nicht besonders abergläubisch, andererseits brauchte er wieder einmal Geld. Da unterdrückte er die jahrelang gehegte Pietät und das bißchen Aberglauben, das ihr noch anhängen möchte, und brachte die Schäfergruppe auf das Pfandamt. Verpfändet ist noch nicht verkauft, sagte er sich, und wenn es mir eines Tages wieder besser geht, kann ich ja die Gruppe wieder einlösen.

Der Pfandbeamte betrachtete das Porzellan mit abwägender Miene, drehte es hin und her, machte dabei eine ungeschickte Bewegung und ließ sie zu Boden fallen, wo sie scherbenklirrend zerbrach. Erschrocken, wortlos, mit bleichen Gesichtern standen sich die beiden Männer gegenüber.

„Es war sicherlich ein altes wertvolles Familienstück", sagte endlich der Beamte leise, stockend, mit ehrlichem Bedauern. „Sie erleiden selbstverständlich keinen Verlust. Ich werde den Vorfall meiner Behörde melden. Sie werden Entschädigung bekommen, entweder vom Pfandamt oder schlimmstenfalls von mir selbst. Kommen Sie in drei Tagen wieder. Ich werde die Sache bis dahin geregelt haben."

Adalbert murmelte ein paar begütigende Worte. Dann verließ er mit einem letzten traurigen Blick auf den Scherbenhaufen das Pfandamt. Er fühlte sich seltsam benommen und schuldbewußt. Er hatte mutwillig, aller Familientradition zum Trotz, das Verhängnis herausgefordert und war sofort davon getroffen worden. Er sah mit einer gewissen erwartungsvollen Gelassenheit dem weiteren Unheil entgegen, das über ihn kommen mußte.

Am dritten Tage ging Adalbert wieder auf das Pfandamt. Der Beamte, der das Porzellan zerbrochen hatte, war nicht anwesend. Adalbert wurde sofort in das Amtszimmer eines höheren Beamten geführt, eines Stadtrates, der das Dezernat des städtischen Pfandamtes inne hatte.

„Es ist eine sehr sonderbare Geschichte", sagte der Stadtrat. „Der Beamte, der Ihr Porzellan zerbrochen hat, ist seit drei Tagen spurlos verschwunden. Er kam an jenem Tage aufgeregt zu mir, erzählte mir, was ihm unglücklicherweise passiert war, und ging dann nach Hause. Seitdem ist er nicht wieder gekommen. Wir haben lediglich in Erfahrung gebracht, daß er in aller Eile seine Sachen gepackt hat, um dann in derselben Nacht noch abzureisen. Wir wissen nicht warum er geflohen und wohin er gereist ist. Des Verhalten des Mannes bleibt uns vollkommen unbegreiflich. Er war stets ein zuverlässiger Beamter."

„Es tut mir sehr leid", sagte Adalbert, „daß sich ein Mensch wegen eines solchen Mißgeschicks unglücklich gemacht hat."

„Nun zur Sache selbst!" fuhr der Stadtrat fort. „Wir haben die Gruppe notdürftig zusammensetzen lassen und sie einem Kunsthändler zur Schätzung des Wertes gegeben. Er hat den Wert auf mehrere hundert Mark veranschlagt. Das Pfandamt bietet Ihnen 300 Mark. Sind Sie damit einverstanden?"

Adalbert nickte eifrig zustimmend. Die ganze Angelegenheit war ihm peinlich, er wollte sie so schnell wie möglich erledigen und sich auf keine Erörterungen einlassen. Schließlich schien ihm auch der Betrag von 300 Mark ganz annehmbar.

Adalbert unterschrieb mehrere Formulare, erhielt die 300 Mark, nahm noch einmal das Bedauern des Stadtrates mit höflicher Abwehr entgegen und war froh, als er endlich, um 300 Mark reicher, das Pfandamt verlassen hatte. Hin und wieder regte sich zwar etwas von dem alten Aberglauben in ihm, er dachte an das seltsame Verschwinden des Pfandbeamten und grübelte fruchtlos über die geheimnisvollen Fügungen, die mit der Schäfergruppe zusammenzuhängen schienen. Aber nach und nach vergaß er dies alles. Die Zeit verging, auch die 300 Mark gingen ihren Weg, und nur die leere urgroßväterliche Vitrine erinnerte ihn manchmal vorwurfsvoll an den Verlust der Schäfergruppe die ihm kein Glück, sondern nur lumpige 300 Mark eingebracht hatte. Lumpige 300 Mark, sagte er jetzt. — —

Mehrere Jahre vergingen. Da erhielt Adalbert eines Tages einen dicken Wertbrief aus Südamerika. Als er ihn öffnete, fiel ihm ein ansehnliches Päckchen Dollarnoten entgegen. Der Brief lautete: „Sie kennen mich nicht, und Sie wissen nicht, wie ich heiße. Aber einmal, als ich noch kleiner Pfandbeamter war, brachten Sie mir eine schöne Schäfergruppe aus Porzellan, die ich ungeschickterweise zerbrach. Als Sie gegangen waren, fand ich unter den Scherben ein zusammengerolltes Stück Papier, das in der Schäfergruppe gesteckt haben mußte. Es war ein Schreiben Ihres Urgroßvaters und enthielt die genaue Mitteilung, daß während des Siebenjährigen Krieges das ganze Familienvermögen — mehrere tausend Silbertaler, einige Säckchen Goldmünzen und etwas Schmuck — unter einem bestimmten Baum des Gartens in M. vergraben worden war. Ich habe mir dieses Geheimnis zunutze gemacht und den Schatz gehoben. Mit dem Gelde bin ich nach Amerika geflüchtet, um mir eine neue Existenz zu gründen. Ich habe Glück gehabt, der Schatz verdoppelte sich. Heute bin ich in der angenehmen Lage, Ihnen Ihr rechtmäßiges Eigentum mit Zins und Zinseszins zurückzugeben Anbei 12 000 Dollar in Banknoten. — Forschen Sie nicht nach mir, Dieser Brief ist in einer anderen Stadt unter falschem Namen aufgegeben. — Es grüßt Sie

Ihr dankbarer Pfandbeamter."

Adalbert brauchte eine ganze Weile, ehe er sich von dieser Ueberraschung, von diesem Gemisch von Staunen, Schreck und maßlosem Glück erholte. Dann sagte er leise: „Scherben bringen Geld."

Zwei Szenen aus dem Rokoko

Von Kurt Arnold Findeisen.

I.

Ort: Großer Park mit Schloß; ein Mittelbau, zwei Seitenflügel, den Ehrenhof flankierend, hinten eine Freitreppe zum Garten. Auf der kleinen Terrasse rechts die Orangerie. Brücke über den Graben, der das Schloß im Halbkreis umzieht. Steinbänke, Statuen, Grotten und Taxuswände. Im Graben weiße Schwäne. Inmitten der regelmäßig geschweiften Wege und Rabatten ein Wasserbecken, in dem sich eine Tritonengruppe um die Sprühstrahlen der Fontäne zankt.

Zeit: Unter Ludwig XIV. Gegen Abend im Juni nach einem kurzen Sonnenregen.

Personen: Eine Schöne im Reifrock und dem Lockengebäude im Stil der Herzogin von Fontanges. Ihr zur Seite ein Kavalier in olivenfarbenem Rock, ganz mit Silber bestickt, taffetner Weste und samtnen Beinkleidern.

Er flüstert: „Eos taucht nicht schöner aus dem Meere, als dies sanfte Rot um Eure Wange huscht, Demoiselle."

Sie schlägt nach ihm mit dem Fächer, auf dem Chinesen mit Papageien gemalt sind: „War's um der Mythologie willen, daß Ihr mich erröten machtet, Marquis? Ich glaube, daß es auch dann noch reichlich verwegen war."

Er führt ihre beringte Linke an die Lippen und neigt sich zu ihrem Ohr: „Schöne Göttin! Was sagte ich: mehr als Göttin; denn dieser steinernen Flora ist das Erröten verwehrt! Es war um der Beglückung willen, die Zeus fühlte, als er zu Danae als goldner Regen kam."

Sie verbirgt ihre Augen hinter dem Fächer, rafft vorn ein wenig den Rock und entschlüpft in einem Laubengang. „Aber Ihr seid nicht Jupiter, mein Herr!" kichert sie.

„Oh", ruft er emphatisch und folgt ihr behend „bin ich doch begnadet, Danaen zu sehen!" —

2.

Ort: Ulmenallee, Hauptzufahrtsweg eines Schlosses. Im Hintergrunde Balustradenbrücke über den Graben und der Schloßmittelbau.

Zeit: Unter Louis Quinze. Gewitterschwüle Julinacht.

Personen: Der Marquis d' Albret, der die Schloßherrin liebte. als sie noch „La Belle Picarde", die schönste Dame des Hofes von Versailles war und in die Zwangsehe mit dem Vicomte Bussy-Lameth, dem Wüstling, noch nicht gewilligt hatte. Henriette de Sissonne, Vicomtesse Bussy-Lameth, die unbefriedigte Frau, die nicht vergessen kann. Der alte Vicomte, ihr Schwiegervater, ein leidenschaftlich kalter Greis. Dienerschaft, darunter Jean und Claude.

Jean, im Gebüsch versteckt, flüsternd zu Claude: „Wo ist der Vicomte hingeritten?

Claude: „Nach der Stadt!"

Jean: „Zu den Ursulinerinnen, wo sie das Seufzen gelernt hat?"

Claude: „Zu den Ursulinerinnen, um sich trösten zu lassen." Sie kichern.

Jean: „Der Kauz ist ausgeflogen, aber der alte Uhu ist im Horste."

Claude:„ Er wird uns auch bezahlen müssen!"

Hufschlag aus der Ferne. Sie grinsen einander zu.

Jean: „Weißt Du auch, wo das Herz sitzt?"

Claude: „Narr, meinst Du der Claude Fagard sei ein Anfänger? Aber, weil Du so wißbegierig bist: der Chevalier von Vendeuil hatte es zwischen der dritten und vierten Rippe."

Jean: „Still, er geht im Garten!"

Sie tauchen im Gebüsch unter. Hufschlag nähert sich, steht. Man hört jemanden sacht aus dem Sattel steigen. Elastische Schritte mühsam gedämpft.

Der Marquis d' Albret, in verhaltener Leidenschaft: „Kein Stern am Himmel, aber Glühwürmchen in Schwaden. So schwärmt mein Herz. O Henriette, ich komme!"

Claude und Jean stürzen vor und durchbohren ihn.

Claude: „Verrechnet, Euer Gnaden, Ihr geht nicht mehr von der Stelle, so wahr ich —"

Der Marquis bricht zusammen: „Mörder! Bübische Feiglinge! Mörder!" (Er reißt ein Pistol aus dem Gürtel): „Nehmt das dafür und das, Hundeseelen!"

Die Schüsse knallten durch die Nacht. Das Echo der Taxuswände spielt mit ihnen. Zwei Schatten entfliehen.

Lichter im Schlosse. Lärm. Diener mit Fakkeln über die Brücke.

Die Vicomtesse im Nachtgewande, mit entbändertem Haar. Verstört, fassungslos die Schar der Fackelträger durchbrechend: „Gaston! Gaston! (Sie sieht ihn liegen.) O meine Ahnung" (Sie kauert bei ihm nieder.)

„Teurer, Kleinod, Liebling, mein Wanderstab! Hätt' ich doch den Brief nicht geschickt!" (Sie hebt sein Haupt in ihren Schoß.) „Bleibe bei mir, o laß mich nicht allein, Geliebter!"

Der Marquis: „Dank für — den Brief — ich sterbe — gern — in Deinem Schoß — Du meine süße — Ringeltaube — der — Fal — ke — Flügel — — — Sturz — — —

Die Vicomtesse. gellend: „Wer hat mir das getan!"

Der alte Vicomte erscheint auf der Brücke. Sein Gesicht ist wie eine höhnische Fratze starr auf sie gerichtet. Auf eine herrische Gebärde seiner Hand verschwinden die Fackeln wieder im Schloß. Er wendet sich mit verächtlich geknifenen Mundwinkeln.

Die Vicomtesse bleibt allein bei dem Toten. Die Glühwürmchen schwärmen. Ein Seufzen geht durch die Ulmen.

Das betrunkene Brot

Skizze von Leo am Bruhl.

Sewastian war ein Kosak. Er hatte nur eine Liebe; und die hieß: Wodka! Er blieb ihr treu bei Tag und Nacht mit dem Erfolg, daß er sich vernünftig benahm, wenn er das genügende Quantum Branntwein in sich hatte. War Sewastian dagegen einmal ausnahmsweise nüchtern, dann wankte er kraftlos umher wie ein Schwerbezechter.

Dieser Kosak, den mein Reisebegleiter täglich entlassen wollte, weil er ihm zu unzuverlässig schien, dieser Wodka-Sewastian rettete eines Tages der ganzen Expedition das Leben. Und zwar, weil die ganze Mannschaft, die hochgelehrten Leiter inbegriffen, vollkommen veralkoholisiert war und rettungslos im winterlich vereisten Amurgebiet erfroren wäre, hätte nicht der Wodka-Kosak die Gefahr klar erkannt.

Wir waren damals wochenlang in der unwegsamen Taiga zwischen Bureja und Tom unterwegs. Merkwürdigerweise trafen wir keinerlei jagdbares Wild an und begegneten auch keinem der wandernden Eingeborenenstämme. So trat schließlich das ein, was wir seit Tagen befürchtet hatten: Unsere Nahrungsmittelbestände neigten sich ihrem Ende zu.

Die wenigen Konserven und der Rest von Mehl und Tee, kurz — alles, was sich als genießbar erwies, wurden streng rationiert. Ueber Nacht besaßen unsere Lebensmittel einen weit höheren Wert als die Instrumente und Waffen.

Sorgenvolle Stunden kamen. Der tägliche Verbrauch, gering und doch zu groß, wurde gekürzt, noch einmal und noch einmal.

Dennoch verteilten wir eines Morgens das endgültig letzte Stück Brot. In der Schneewüste, unendlich weit um uns gespannt, sprang uns das Gespenst des Hungers an.

Da, als wir schon der Verzweiflung nahe waren, geschah das Wunder: Sewastian als erster erspähte in der Ferne eine schwache Rauchsäule: Menschen! — Hilfe! — Rettung!

Trotz unserer Erschöpfung rannten wir mit letzter Kraft, lachend und jauchzend in halbem Irrsinn des Hungers, auf das erlösende Zeichen zu und fanden eine Horde nomadisierender Lamuten, die zwar keinen vertrauenerweckenden Eindruck auf uns machten, die aber sicher Rentier- oder Bärenfleisch und Mehl und Brot abgeben konnten.

Man besah uns und unsere Habe mit scheelen Blicken. Endlose Verhandlungen mit den schlitzäugigen Eskimos begannen. Jedoch der Stamm lehnte kategorisch jedwede Hergabe von Nahrungsmitteln ab, da für die eigenen Leute nicht genug Wintervorräte vorhanden seien.

Schließlich, nach Drohungen und Bitten, verstand sich die Gesellschaft zur Lieferung von soviel Broten, wie nötig waren, um uns alle noch einmal zu sättigen. Dagegen sollten wir einen Teil unserer Waffen und Munition abgeben. Es blieb uns nichts übrig, als auf diesen Vorschlag einzugehen, und so verschwand mehr als die Hälfte unserer Gewehre in den Jurten.

Dann aber rissen wir wie gierige Wölfe die rettende Speise an uns und stillten unseren furchtbaren Hunger . .

Auf Anraten des Lamutenhäuptlings bogen wir scharf nach Osten ab. Er beteuerte, daß wir spätestens in einem Tage auf Kolonistensiedlungen stoßen würden. Gesättigt und von neuer Hoffnung erfüllt traten wir den Weg an. Alle Müdigkeit war verschwunden. Wir wurden vergnügt, begannen untereinander zu scherzen, lachten und sangen wie fröhliche Kinder. Unsere Freude stieg höher und höher und wuchs zu einer unerklärlichen Sorglosigkeit, die uns den Ernst unserer Lage vollkommen vergessen ließ. Kurz — wir gebärdeten uns ohne Ausnahme wie trunken!

Ich weiß noch, daß wir beschlossen, an diesem Freudentag früher Rast zu machen und unser gemeinschaftliches Filzzelt, das uns vor der Witterung schützte, in einer schneebedeckten Talmulde aufzuwauen.

Was weiter geschah, wußte später nur Sewastian. Er sah einen nach dem andern umfallen, betäubt wie in schwerstem Wodkarausch. Und an sich merkte er, daß er irgendwie Alkohol genossen haben mußte, denn er fühlte sich im Vollbesitz seiner physischen und geistigen Kräfte.

Der letztgenannte Zustand rettete uns. Der Kosak grübelte nicht lange der Ursache nach, sondern ging daran, die Gefahr des Erfrierens abzuwenden. Er sammelte im Taigawald unter dem Neuschnee dürres Holz und braute Tee. Den goß er dann mit sanfter Gewalt in uns hinein. Es war mehr heißes Wasser denn etwas anderes, aber die erhoffte Wirkung trat nach einigem Bemühen ein. Wir erwachten, einer nach dem anderen. Aber wir behielten einen schwern Kopf wie nach einer stundenlangen Zecherei.

Was war geschehen? Mein Reisegefährte fand die richtige Erklärung: die Lamuten hatten uns Brot aus „betrunkenem Weizen" verabfolgt. Wir waren tatsächlich berauscht.

Der in der Taiga angebaute Weizen leidet hin und wieder unter einer seltsamen Krankheit; er wird von einem Pilz aus der Familie Myxomycetes befallen, der im Mehl eine Gärung hervorruft; diese tritt am stärksten in Erscheinung, wenn der aus dem infizierten Mehl zubereitete Teig beim Backen aufgeht. Es bilden sich reichlich Amylalkohole, die stark berauschend wirken.

Die zweite, nun auftauchende Frage, weshalb uns die Lamutenhorde Brot aus „betrunkenem Weizen" gegeben hatte, lötte Sewastian. Er riet uns, auf der Hut zu sein, um einen sehr wahrscheinlich geplanten Ueberfall auf uns und unser Gepäck abzuwehren.

Bedenklich besahen wir unsere armselige Bewaffnung.

Der vorausgesagte Angriff erfolgte tatsächlich um Mitternacht. Unsere Kosaken ließen die anschleichenden Räuber, die uns in sinniofer Trunkenheit schlafend glaubten und ohne jede Vorsicht gegen uns vorgingen, dicht herankommen und feuerten dann. Es dauerte nicht lange, dann war der Sieg unser.

Wir zogen, diesmal sehr nüchtern, den Weg zurück, den wir gekommen waren, und stürmten nun unsererseits das Lager der Lamutenjurten, das Fleisch und gesundes Brot in Hülle und Fülle barg.

Acht Tage später fanden wir die Landstraße, die uns nach Skobelzina führte.

Unser Sewastian aber wurde nach unserer Rückkehr trotz seiner unsterblichen Liebe zu Wodka zum Kosaken-Prikasnyj, zum Gefreiten, ernannt.

Eine Braut ist vom Himmel gefallen

Humoreske von André v. Kun.

„Die ist vollständig verrückt", meinte der Privatsekretär des Industriellen Conroy, als er beim Oeffnen der Tagespost seines Herrn auf den eigenartigen „Liebesbrief" von Dorothy stieß. „Entweder sie oder mein Herr", ergänzte er seine Gedanken und leitete das sonderbare Schreiben vorschriftsmäßig an James Conroy, Baumwolle en gros in Chikago, weiter.

„Die ist vollständig verrückt," meinte auch der Baumwollgroßhändler, als er die wenigen Zeilen las. Was konnte bloß diesem Weibsbild einfallen, ihm, dem eingefleischten Junggesellen und allgemein bekannten Frauenfeind, zu schreiben: „Fräulein Dorothy Bowen, die soeben ihren einundzwanzigsten Geburtstag feierte, fordert Herrn James Conroy, ihren Verlobten, hiermit auf, sich in drei Tagen mittags 12 Uhr zwecks Eheschließung auf dem Standesamte des vierten Bezirkes einzufinden!"

Das stand da. In sauberer Maschinenschrift; sachlich, geschäftlich einwandfrei, ohne Namenszug. Mister Conroy war geneigt, das Schreiben für einen dummen Streich zu halten. Eine innere Stimme warnte ihn aber vor dieser beruhigenden Annahme. Der kleine Brief war so energisch, so zielbewußt und selbstsicher abgefaßt, daß unbedingt etwas dahinter stecken mußte. Aber was, zum Donnerwetter noch einmal? Conroy bekam es mit der Angst zu tun. Sollte er am Ende doch einer Frau in einer schwachen Stunde die Ehe versprochen haben? Da gab es keine Rettung; die amerikanischen Gesetze verstanden auf diesem Gebiete keinen Spaß. Aber dann beruhigte sich Conroy. Er war j keiner schwachen Stunde bewußt, er lebte seit zwei Jahrzehnten einzig und allein seinem aufgehenden Geschäft und kümmerte sich bis auf die Dollars um nichts mehr auf dieser Welt. Der hundertprozentige Vernunftmensch schob das ominöse Briefleins zur Seite und begann die Börsenkurse, seine liebste Lektüre, zu studieren. Doch fand er heute nicht die richtige Ruhe. Nach einiger Zeit griff er abermals nach dem kleinen Brief. Und da fiel ihm etwas ein. Er entsann sich plötzlich, vor vielen Jahren in regelmäßigen Zeitabständen Briefe und Postkarten von einer Unbekannten erhalten zu haben, die sämtlich die Unterschrift „Deine treue Braut Dorothy" trugen. Er hatte sich mit den Sendungen niemals beschäftigt und faßte die ganze Sache als einen nicht gerade gelungenen Jungmädchenscherz auf. Aber nun dieser letzte Brief. Das war ja kein Witz mehr. Er klingelte nach seinem Sekretär, ließ die Adresse der Dorothy Bowen ermitteln und diktierte dann einen mehr als groben Brief an die Dame, in dem er mit Anzeige wegen Erpressung drohte. So, nun wäre dieser Blödsinn schnell und schmerzlos aus der Weltgeschichte geschafft. Endgültig beruhigt widmete sich Conroy nunmehr unwiderruflich den Börsenberichten . . .

Am nächsten Tage sollte aber der Frauenfeind abermals eine Ueberraschung erleben. Als er wie gewöhnlich zur zehnten Vormittagsstunde sein Büro betrat, kam eine schlanke Blondine, die nur auf ihn zu warten schien, auf den Baumwollkönig zu: „Guten Tag, lieber James!"

„Wer sind Sie eigentlich, und was suchen Sie in meinem Privatbüro?" fuhr der so intim Begrüßte das Mädchen an.

„Ich bin Dorothy Bowen, Ihre Braut."

Eine Sekunde stierte Conroy die Sprecherin entgeistert an. Dann fragte er: „Sie haben wohl meinen Brief erhalten, Miß. Und da wagen Sie noch, mich persönlich zu belästigen?"

Dorothy lachte hellt auf: „Natürlich habe ich den Brief bekommen. Darum bin ich ja jetzt da. Ich muß schon Ihr Gedächtnis auffrischen, lieber James, und Ihnen beibringen, daß Sie sich irren. Ich bin nämlich in der Tat Ihre rechtmäßige Braut."

„Wie kommen Sie auf diese Kateridee?" Conroys Stimme klang um eine Kleinigkeit freundlicher. Diese vom Himmel gefallene Pseudobraut war ja eine Draufgängerin wie er selbst. James Conroy liebte nun einmal das Draufgängerische mehr als körperliche Reize. Wiewohl er zugeben mußte, daß die Dame ihm gegenüber auch bezüglich der Schönheit nichts zu wünschen übrig ließ. Aber jetzt galt es, die Lösung des Rätsels zu erfahren. „Also?" fragte er wieder im Geschäftstone. „Können Sie sich an einen gewissen William Bowen in Phila-